Leben, denn groß ist der Garten nicht, und daß man Sonntags eigentlich kaum noch wegkommt, das stimmt schon ...

Aber dies nun ist die Abendstunde, die schöne sanfte Sterbestunde eines Tages, der sehr heiß gewesen ist. Draußen mag Wasser und See und Segelboot und Fluß gewesen sein und sogar noch sein, es mag Umtrieb aller Art gewesen sein mit Tanzmusik und Lampions und vielerlei aus Fern und Bunt und Groß und Schön, während hier im Garten nur eine brütende, stechende Sonne war, so daß alles Kraut aus Verzagen und Neigen und Dürsten und Dulden kam. Aber jetzt ist zum Entgelt die große Sprengestunde gekommen, und wie ich hier stehe und mit einem ernsten Gesicht als sorgender Wasservater den flimmernden Sprühstrahl regiere, das ist feierlich. Es rauscht vom Wasser im prasselnden Laub, jede einzelne Pflanze bedankt sich und lebt wieder auf. Manche sind viel zu zart für härteren Wasserfall, manche bekommen es stark an die Wurzel, und jede dankt tief und persönlich. Trockene graugelbe Erde wird dunkelbraun und triefend und gerät ins Saufen. Der grüne Rasen sättigt sich förmlich am triefenden Naß, und von dem Gebüsch aus danken und nicken die schwersten nassesten Zweige und danken, danken und danken noch immer unter dem prasselnden Strahl. Einen Sonderstrahl gebe ich meinen nackten Füßen. Sie bedanken sich durch Freude bis in die Brust hinauf. Und das ist die Zeit, in der ein Vorübergehender mich fragt, wo es hier zum Bahnhof ginge. Ich sage es ihm, aber er wünscht eine nähere und genauere Beschreibung, und ich kann sie ihm nicht geben, denn wollte ich mich hinneigen zu ihm und Armbewegungen machen, so bohrte der sausende stramme Strahl Löcher ins Erdreich; sehe ich hin zu ihm, dem fragenden Mann am Zaun, so sehe ich den Weg des Wassers nicht; und nun überwältigt die Menschenliebe in mir die Gartenliebe, ich wende mich doch ihm zu, ich ...

Ta, zum Teufel, da geht der Wasserstrahl scharf und rein und gewaltig in Nachbars Bodenfenster.

Der Mann draußen aber murrt noch; er mault und murrt. Er hält mich für unhöflich und ahnt gar nicht, wie kostspielig höflich ich bereits gewesen bin. Schon war. Das ahnt der gar nicht.

Aber das ist eben — er hat keinen Garten, er gehört zu einer ganz anderen Gruppe und kennt mein Fühlen und Denken nicht, er kennt noch nicht einmal meine — wie sagt man — meine Voraussetzungen.

Bildnis einer schönen Frau

Vera Taberkows Glück und Ende. Von Ernst Hillebrand

Es gibt Menschen, deren Leben dem Schicksal von Meteoren gleicht. Sie kommen aus dem Dunkel, flammen plötzlich auf, bezaubern mit ihrem Glanze alle Welt und verzischen dann unbemerkt in bodenloser Finsternis.

Im Armenhaus einer der Vorstädte Londons verstarb kürzlich eine alte Frau. Ihr von Sorgen zerfurchtes Gesicht zeigte noch auf dem Sterbebett Züge einstiger ungewöhnlicher Schönheit. Gevatter Tod, vor dem alles gleich ist, schepperte mit knöcherner Hand über das Antlitz Vera Taberkows, strich hier ein Fältchen glatt, wischte dort einige Runzeln fort, als seien es Stäubchen auf einem schönen Kleide. Und da leuchtete dieses Altfrauengesicht wie in den Tagen seiner Jugend von innen heraus ...

Siebzehn holde Lenze zählte Vera und war ein kleines, lebenshungriges Bauernmädel. Ja, der Himmel war hoch und der Zar so weit. Sie wußte nicht, wieviel Tagereisen der kleine Hof ihres Vaters von Petersburg entfernt lag, aber wenn sie an einem Markttage in der nächsten Kreisstadt eine Kalesche mit schöngeputzten Menschen vorüberfahren sah, erwachte in Vera eine schier unbändige Sehnsucht nach den Herrlichkeiten der großen Welt. Und eines Tages kam die Erfüllung!

Das Gefährt des Juweliers Taberkow — er befand sich auf der Fahrt von seinem Landsitz nach Petersburg — erlitt unterwegs einen Reifenschaden. Just in der Dorfstraße, an welcher der Hof von Veras Vater lag. Während der Kutscher zur Behebung des Schadens zur Schmiede fuhr, lustwandelte der Juwelier die Dorfstraße entlang. Am Brunnen begegnete ihm Vera inmitten einer Schar barfüßiger Kinder. Betroffen von der natürlichen Anmut des Mädchens sprach er es an, erhielt artige, gescheite Antwort. Schließlich fragte er Vera, ob sie gewillt sei, eine Stellung als Hausmädchen in seinem Petersburger Heim anzunehmen. Beide gingen um Vater des Mädchens und trugen ihm das Anliegen vor. Der Bauer, vom offenen Wesen und dem Auftreten des Fremden gefangengenommen, gab seine Zustimmung. Bald danach saß das Mädchen neben Taberkow, und der Wagen rollte gen Petersburg.

Beim Juwelier, einem der reichsten und größten in der russischen Hauptstadt, blieb Vera nur kurze Zeit in der ihr zugewiesenen Stellung. Taberkow, ein Mann in den besten Jahren und von vorurteilsfreier Gesinnung, hatte bisher nicht ans Heiraten gedacht. Aber die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens führte ihn dazu, seiner jungen Schutzbefohlenen, der er bald nicht nur in häuslichen und beruflichen Angelegenheiten sein Vertrauen schenkte, einen Heiratsantrag zu machen. Vera willigte ein, und sie gab ihm keine Gelegenheit, den für damalige Anschauungen ungewöhnlichen Schritt zu bereuen.

Jetzt begann der unvergleichliche Aufstieg einer Frau, deren Liebreiz und Klugheit alle Tore öffneten. Der Ruf ihrer unvergleichlichen Schönheit ging wie ein Herold vor ihr her. Taberkow bekam, ohne viel dazu zu tun, Verbindung mit Kreisen, die früher für ihn unerreichbar gewesen waren. Am Zarenhofe begann man sich sowohl für seine Frau als auch für sein erlesenes Geschmeide zu interessieren. Im Jahre 1892 wurde er zum Hoflieferanten des Kaisers ernannt. So dauerte es nicht mehr lange, und Vera Taberkow war die unbestrittene Königin aller russischen Salons, „die Venus von Rußland", wie sie ein Hofdichter in glühenden Versen besang.

Und sie blieb — eine Seltenheit am damaligen russischen Hofe mit seinen rauschenden Festen, seinem Prunk, seiner Leichtlebigkeit — tugendsam, obwohl es ihr keineswegs an Verlockungen fehlte, bewarb sich doch die Blüte des russischen Adels um die Gunst der schönen Frau. Die schwerste Belastungsprobe bestand ihre Treue, als einer der Großfürsten ihr seine Neigung in unmißverständlicher und geradezu pompöser Weise zum Ausdruck brachte. Im Geschäft Taberkows erschien eines Tages dieser Großfürst selber und bestellte ein Halsband, das aus zwölf unerhört großen Perlen bestehen sollte. Der Preis spielte keine Rolle. Da der Juwelier in ganz Rußland keine Perlen von dieser Größe auftreiben konnte, legte ihm der Großfürst nahe, unverzüglich nach London zu fahren und dort seine Suche erfolgreicher fortzusetzen.

Während nun Taberkow in der englischen Hauptstadt weilte, überschüttete der Großfürst Frau Vera mit Artigkeiten. Er zeichnete sie bei Hofe besonders aus und versuchte, ihr Herz im Sturm zu gewinnen. Er beging indessen die Unvorsichtigkeit, ihr zu gestehen, daß er selbst Taberkow auf Reisen geschickt hatte, um sich ihr ungestörter nähern zu können. Die Frau aber blieb standhaft. Sie atmete auf, als Taberkow zurückkehrte. Ahnungslos überbrachte er dem Großfürsten die gewünschten Perlen. Sie kosteten drei Millionen Rubel — ein Vermögen für die Laune eines Verliebten. Einige Stunden später erschien der Sekretär des Großfürsten in der Privatwohnung Taberkows und überreichte Vera den Schmuck im Auftrage seines Herrn. Auch übergab er einen Brief. Der enthielt einen Heiratsantrag des Großfürsten. Die Frau wies beides höflich, aber bestimmt zurück. Der Großfürst, überrascht von dem Korb, den ihm die einstige kleine Bauernmaid erteilt, bat sie inständigst, mit Genehmigung Taberkows wenigstens den Schmuck anzunehmen. Taberkow, frei von kleinlicher Eifersucht, fand nichts dabei. Und so trug Vera bei großen Hoffesten das Perlenhalsband des Großfürsten, dessen Hand sie — zum Entsetzen des ganzen Hofes — ausgeschlagen hatte.

Als in Rußland die Revolution ausbrach, wurde der Juwelier sofort verhaftet und erschossen. Sein Haus und sein Vermögen wurden beschlagnahmt. Vera Taberkow, nunmehr eine müde, alternde Frau ohne Hoffnung und Lebensmut, floh mit einigen Bekannten ins Ausland. Mittellos waren sie alle. In London verbrachte sie zwei Jahrzehnte bitterster Armut. Und als der Tod erschien, begrüßte sie ihn wie einen guten, barmherzigen Freund.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 47 | **12. Juni 1937** | **11. Jahrgang**

Im hölzernen Stern

Roman von Fritz Erbach

URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU/SA.

16. Fortsetzung

„Fangen Sie schon wieder an mit Ihren geheimnisvollen Anspielungen, Sergej? Wer sind die anderen, gegen die ich mit Ihnen zusammenstehen soll? Droht uns beiden denn von irgendwoher eine Gefahr? Ich wüßte nicht!"

Lonteff sah seinen Kompagnon unergründlich an. Er zögerte lange, ehe er fortfuhr: „Stephan! Sie sind ein guter Kerl. Aber manchmal ärgern Sie mich mit Ihrer Arglosigkeit. Wie stellen Sie sich denn die Dinge vor, sobald wir anfangen, unser Holz den Djoprin hinunterzuflößen? Dann muß sich doch etwas ereignen! Rufen Sie sich einmal die Holzdiebstähle der vergangenen Jahre ins Gedächtnis zurück."

„Wozu, Sergej? Diesmal werden wir schärfer achtgeben. Beinahe aber wünsche ich, die gespensterhaften Räuber möchten sich noch einmal an unser Holz heranwagen. So böte sich die Möglichkeit, sie endlich zu erwischen und unschädlich zu machen. Dann hätten wir wieder Ruhe — wie einst. Und das dumme Geflüster, das bis vor kurzem umlief und Wolje Krasno verdächtigte, käme zum Verstummen."

„Sie halten Krasno oder die Anja-Gesellschaft für unbeteiligt, Stephan?"

„Unbedingt, Sergej!"

„Und früher —?"

„Ich gebe ehrlich zu, daß es Zeiten gab, zu denen mich ein leiser Verdacht gegen Krasno beschlich. Es lagen da gewisse Momente vor ... Aber das war einmal, Sergej. Heute urteile ich anders."

„So —? Und ich meine: Gerade die Verdachtsmomente weisen jetzt immer erdrückender auf den da — auf den Herrn der Anja-Gesellschaft hin!"

„Schlagen Sie sich das aus dem Sinn, Sergej!"

„Nun, so wird es Sie freuen zu erfahren, Stephan, daß Ihr Töchterlein gewillt ist, Ihnen Wolje Krasno als Schwiegersohn zuzuführen."

Wrangel wurde lebhaft: „Von wem wollen Sie das wissen?"

„Von der, die es am innigsten angeht — von Vera selbst. Sie hat es mir heute laut genug in die Ohren geschrien."

Obwohl Wrangel höfliche Rücksicht üben wollte, vermochte er doch nicht den verklärenden Schein zurückzuhalten, der sein Gesicht erhellte. Schlicht sagte er: „Vera wird wissen, wo sie ihr Glück findet."

„Glück ist ein weiter Begriff," philosophierte Lonteff. „Um wieder von der Zukunft zu reden, Stephan: Haben Sie sich in letzter Zeit keine ernstlichen Gedanken gemacht, wo die Holzdiebe und die Leute, die Jus verfolgt, tatsächlich zu suchen sind?"

„Nachtgedacht habe ich schon. Aber leider ..."

„Hegen Sie wirklich keinen besonderen Verdacht? Regt sich vielleicht in Ihnen eine Meinung, Stephan, die Sie heimlich als widersinnig ablehnen — die Sie sich nicht getrauen zu äußern ... die —"

Stephan Wrangel streckte beide Arme von sich weg: „Hören Sie auf, Sergej! Sie muten mir eine gedankliche Regsamkeit zu, die ich niemals besessen habe."

„So sind Sie völlig ahnungslos?"

„Völlig und unbedingt, lieber Sergej!"

Eine Zeitlang blieb es still zwischen den beiden. Dann sagte Lonteff, wie aus einem bestimmten Gedankengang heraus: „Ich wollte, Sie würden mich manchmal besser begreifen. Ja ... ich wünschte, Sie hätten mich durchschaut."

Mit ganz eigener Betonung brachte Lonteff dies hervor. Dabei sah er Wrangel unter halbgesenkten Augenlidern an.

In leisem Befremden, ohne zu erfassen, worauf es ankam, erwiderte Wrangel gedehnt. „Durchschaut? Sie durchschauen? — Sie meinen verstehen, Sergej!“

„Nehmen Sie es ruhig wörtlich, Stephan! Manchmal wünschte ich, Sie hätten mich durchschaut.“

* * *

Bereits einige Tage suchte Jus Holck nach Griko. Er fand ihn aber nirgends. In keiner der Hütten.

Bis ihn Maovo auf seine Frage unterrichtete, daß Griko mit den anderen Arbeitern nicht in die Siedlung heimgekommen sei. Das befremdete Jus. Ihm lag eine Frage am Herzen, die er an Griko zu richten gedachte. —

In der Wohnhalle begegnete Holck am Abend Lonteff. Rasch erkundigte er sich: „Haben Sie eine Ahnung, wo Griko sein könnte? Maovo sagte mir allerdings, er befände sich nicht hier bei uns. Aber das klingt mir zu unglaubwürdig.“

Lonteff blies den Rauch der selbstgedrehten Zigarette wie einen umgekehrten Pfeil aus sich heraus. Lässig schnippte er die Asche mit den Fingern ab.

„Griko —? Ja . . . Maovo hat recht. Griko gehört nicht mehr zu den Arbeitern der Firma. Ich habe ihn entlassen — noch draußen in der Taiga, beim Holzen. Der Mann erschien mir unzuverlässig. Er konnte sich auch mit den Leuten nicht recht vertragen — ja . . .“

„Nicht doch?! Sie haben ihn allein zurückgelassen — in der winterlichen Taiga —?“

„Warum nicht? Griko wehrte sich nicht. Er versorgte sich ausreichend mit Lebensmitteln. — Und was er weiter macht — wie er sich durchbringt . . . das ist seine Sache. Uebrigens: Griko ist ja ein alter erfahrener Sibiriake.“

„So —?!“

13.

Hellsingend zogen die beiden Schlitten feine Spurenstreifen in das Eis des Djoprin. Die stollenbewaffneten Eisen der Gäule klappten rhythmisch auf die Eisdecke. Manchmal schleuderten die Pferdehufe einen Regen von kleinen Eisstückchen hinter sich, so daß die Insassen schützend die Augen zukniffen.

In sausender Fahrt ging es dahin. Noch hielt die Decke des Stromes. Links und rechts an den Flußrändern säumte der Wald ernst und still die lange Schlittenbahn ein.

In der vorderen Troika saßen Stephan Wrangel und Jus Holck. Wrangel hielt die Leinen. Sie waren unterwegs nach Wilawa. Wrangel beabsichtigte, in Wilawa Vorverhandlungen zu führen wegen des Verkaufes der in diesem Winter geschlagenen Stämme. Das zweite Gespann lenkte Latti. Es führte Woll- und Pelzdecken mit sich, Proviant für die Reise und ein zusammengelegtes ledernes Zelt, ähnlich einer jakutischen Jurte.

Nur ab und zu riefen sich die Männer im ersten Schlitten ein kurzes Wort zu. Meist hielten sie den Mund geschlossen; denn eisig fegte ihnen der Windzug entgegen, den sie selbst verursachten. Beim Stillesitzen drang die Kälte allmählich durch die Pelze.

Holck empfand sie aber kaum. Seine ganze Aufmerksamkeit galt der Fahrt und der Umwelt. Heute leuchtete keine Sonne. Der Himmel hatte sich bleiern verhangen. Der Schnee schimmerte nicht mehr so klar wie vor Wochen. Und nur der breite Eisstreifen des Djoprin schlängelte und weitete sich etwas heller und glasgrünlich vor den Fahrenden.

Der vorherrschende Farbton in der Landschaft war ein stumpfes Weißgrau. Er verkürzte den Horizont, engte die Sicht ein und erweckte den Eindruck, als führe man in eine weltenferne Unendlichkeit.

Von Zeit zu Zeit nahm Wrangel die Tiere in ein langsames Tempo zurück. Sie durften sich nicht vorzeitig verausgaben. Ein langer Weg lag vor ihnen.

So glitt man durch die breite Gasse, die vom Bett des Stromes gebildet wurde. Ständig vorbei an den beiderseitigen waldigen Mauern, die links und rechts aufragten. Stunde um Stunde! Auf langer Winterreise durch die sibirische Taiga.

Ernst und gemessen wie die Landschaft, so verhielten sich auch die Männer. Kam der frühe Abend, so wurde an einer geeigneten Stelle das Lager aufgeschlagen. Das erforderte wenig Zeit; denn die steifgewordenen und durchfrorenen Glieder der Reisenden sehnten sich danach, schnellbewegliche körperliche Arbeit zu verrichten.

Latti bereitete das Essen. Im Zelt wurde es dann bald behaglich warm. Man aß. Dann qualmten die Pfeifen. Kurze Reden gingen hin und her. Bald fühlte man sich müde. Pelze und Decken wurden zu einer breiten Lagerstatt ausgerollt. Wenn die erste Dunkelheit herniedersank, schliefen die drei Einsamen schon.

So vergingen die Tage im steten Gleichmaß. Man fuhr und fuhr. Die Landschaftsbilder, die vorüberzogen, änderten sich nur unwesentlich.

Ein paar winzige Menschlein, wie vergessen inmitten einer verlassenen, dräuenden, großartigen Natur. Ein Erlebnis, halb beängstigend — halb beseligend.

Wilawa — am Unterlauf des Djoprin — war weder Dorf noch Stadt. Wie viele Ansiedlungen in der Nähe des Nördlichen Eismeeres, verdankte es seine Entstehung einem reinen Nützlichkeitsprinzip.

Als der alte Dietrich Holck vor Jahren anfing, Stämme zu schlagen und sie den Djoprin abwärts flößte, fanden sich Holzaufkäufer in dieser Gegend ein. In Sibirien — zumal im nördlichen — reist man zähe und unverdrossen tageweit, sofern man ein Geschäft wittert. Die Findigen, die sich einstmals an jener Stelle des Djoprin eingefunden, kamen voll auf ihre Kosten. Der alte Holck brauchte sie, um sein Holz an den Mann zu bringen. Später kam als Verkäufer noch die Anja-Holz-Gesellschaft hinzu.

Die ersten Holzaufkäufer, darunter einige Agenten, zogen einen kleinen Zustrom nach sich. Der Mensch ist nirgends gern allein! Eingeborene Jäger und Fischer stellten sich ein; sie rekrutierten sich aus den beiden weitverbreiteten sibirischen Völkerstämmen der Tungusen und Jakuten. Sie brachten ihre Beute nach Wilawa: Wild, Fische, Pelze und ähnliches. Käufer fanden sie immer.

Die Holzaufkäufer benötigten einen kleinen Stamm von Hilfsarbeitern. Natürlich dauerte es nicht lange, bis er sich zusammengefunden hatte.

Auf diese ganz natürliche Weise entwickelte sich Wilawa, eine regellose Anhäufung von größeren und kleineren aber festgefügten Blockhäusern, hüben und drüben an den Ufern des arbeitspendenden Flusses.

Zu jeder Jahreszeit kamen Leute nach Wilawa. Meist nur wenige. Aber dies genügte, um die Ansiedlung am Leben zu erhalten und ihr eine Existenzberechtigung zu geben.

Den Mittelpunkt der Ortschaft bildete die Gastwirtschaft „Zum weißen Glück“, die der verschmitzte und geschäftstüchtige Russe Sinorski führte. Sie stellte Schenke, Hotel und Handelsbörse in einem dar.

In dieser Unterkunft, die mehrere getrennte Gasträume aufwies, spielte sich so ziemlich das gesamte geschäftliche und gesellige Leben Wilawas ab. Hier feilschte und handelte man. In echt russischer Langsamkeit, Gemütlichkeit — und Gerissenheit! Vieles wurde angeboten — alles fand einen Interessenten. Manchmal schlug man sich auch. Wie es sich gerade fügte. —

Wrangels Eintreffen in Wilawa brachte Leben in die Aufkäufer und Agenten. Alle hier kannten ihn gut. Und bei seinem Eintritt in die Wirtschaft „Zum weißen Glück“ wußte man sofort, daß nun wieder einige ganz große Verdienste winkten. Freilich nicht für jeden; denn für die Holzlieferungsabschlüsse kamen nur wenige Aufkäufer in Frage.

Sinorski, der Wirt, dienerte unaufhörlich und brachte ein „Erhabenes Väterchen!“ nach dem andern hervor. Geehrt und einnahmelüstern zugleich führte er die Angekommenen in seine besten Zimmer.

Einen ganzen geschlagenen Tag gönnten sich Wrangel, Jus und Latti Erholung und Schlaf. Auch den Pferden tat eine Ruhepause not. Sie waren im warmen Stall gut untergebracht. —

Am nächsten Vormittag begannen die geschäftlichen Verhandlungen. Stundenlang zogen sie sich hin.

Wrangel mußte Abnehmer finden! Hinter diesem Wissen verschanzten sich die Anwesenden. Und deshalb boten sie anfangs Preise, die Holck, der diese Seite des Geschäftes noch nicht kannte, in eine gelinde Wut versetzten.

Doch Wrangel war kein junger Schneehase! Er wußte genau, wie er die Interessenten zu nehmen hatte. Nach einem langen Hin und Her gelang es ihm, Vorabschlüsse zu tätigen, die hinsichtlich der Preise wenigstens annähernd auf der Linie lagen, die zu erreichen er bestrebt gewesen war.

Nach allseitigem Händeschütteln hob ein großes Feiern an. Wodka wurde angefahren! Das Geschäft mußte begossen werden. Man befand sich ja unter trinkfreudigen Russen, zudem noch sibirischen Russen.

Rauh, trübe und immer noch frostig stellte sich der Morgen den drei Reisenden aus der Sibirsk-Siedlung entgegen, als sie zur Heimfahrt rüsteten. Wrangel und Holck beeilten sich mit dem Aufbruch; denn die Umwelt im Haus „Zum weißen Glück“ sagte ihnen nicht sonderlich zu. Sinorski, der ewig Dienernde, stand ihnen beim Einschirren der nun ausgeruhten Gäule in hinderlicher Höflichkeit überall im Wege.

Der Proviant war ergänzt worden. Jetzt bestieg man die Schlitten. Die Pferde zogen an.

In mäßiger Geschwindigkeit lenkte Stephan Wrangel das erste Fahrzeug um die Blockhütten herum und zwischen ihnen hindurch. Straßen gab es in Wilawa nicht. Jeder hatte sein Haus dort hingebaut, wo es ihm gefiel.

Die Schlitten fuhren aus dem Durcheinander der Behausungen heraus. Freies Land tat sich vor den Männern auf.

Gerade wollte Wrangel die Tiere zu schnellerem Gang ermuntern, da packte Holck seinen linken Aermel.

„Wrangel! Sehen Sie dorthin!“

Ihrem Gefährt näherte sich in flinker Fahrt ein Schlitten. Seitlich hielt er auf sie zu. Zweifellos wollte der Kutscher nach Wilawa.

Nun stutzte auch Wrangel. Vor Ueberraschung wäre ihm beinahe die Peitsche aus der Hand gefallen. Ungläubig flogen seine Blicke zwischen Jus an seiner Seite und dem näherkommenden Schlitten hin und her.

Das fremde Fahrzeug hatte sich bis auf etwa hundert Meter genähert. Jetzt machte es eine kleine Schwenkung und glitt seitlich an Wrangels Schlitten vorbei auf Wilawa zu.

„Herrgott! In dem Kasten dort fährt ja Sergej — Sergej Lonteff?!“

Holck echote: „Lonteff!“

Aber das war ja Unsinn, was sie beide dachten! Den Schlitten kannten sie nicht. Und wie sollte Lonteff hierherkommen? Der saß jetzt sicherlich am warmen Ofen in der Sibirsk-Siedlung, viele Tagereisen von hier entfernt.

(Fortsetzung folgt)

Gärten — von drinnen und draußen!

Von Felix Riemkasten

Des Sommers große Last ist nun da, aber des Sommers große Last ist ebenfalls da. Im Winter haben wir über die Kälte gestöhnt, diesmal stöhnen wir über die Hitze. Wir sehen mit einem bösen Auge auf den Regen, der entweder immer noch nicht da oder schon wieder da ist. Der eine sieht auf die Zeit, die er nicht hat; andere sehnen sich nach unvorhandenen phantastischen Getränken; und die meisten rechnen zuviel.

Ueber alledem geht der Sommer hin, wie alles hingeht. Am besten haben es jene, die nicht denken. Sie halten sich an das, was just greifbar ist. Heute dieser schöne Tag, morgen jener. Die sehr jungen Leute haben es, wie immer, so auch jetzt am besten. Sie trauen dem Sommer und dem Leben allerlei zu und nehmen es sich. Aeltere Leute sitzen im Garten, entweder im eigenen oder aber im Wirtshausgarten. Sie sind so unklug, die älteren Leute, über den Sommer zu reden und ihn zu vergleichen mit früheren Sommern, aber es gibt gar keine früheren Sommer, es gibt immer nur den jeweilig gerade jetzt stattfindenden Sommer.

Ich, für meine Person, weiß das jetzt, denn ich bin ein großer Sachverständiger in Sommerangelegenheiten, und zwar bin ich das, seit ich meinen eigenen kleinen Garten habe. Ich teile danach die Menschen ein in solche und andere. Die „solchen“ sind die, die ebenfalls einen Garten haben und infolgedessen wissen, was sie mit dem kostbaren Sommer anzufangen haben. Die anderen sind die, die keinen Garten haben und folglich an fremden Gärten vorübergehen, über den Zaun schauen und ihre Meinung äußern.

Die, die einen Garten haben, haben an jedem freien Tage ein festes, klares Ziel: sie bleiben zu Hause! Die, die keinen Garten haben, zermartern sich an jedem freien Tage den Kopf mit der Frage, wohin sie heut gehen könnten. Jede dieser beiden Gruppen hat ihre genau umgrenzten Vorteile wie Nachteile und Urteile wie Vorurteile, und beide verachten einander und schürzen die Lippe. Eine Finanzfrage ist die Gartenfrage übrigens nicht, denn seit der Erfindung des Fahrrades und der des Schrebergartens sowie der Baulust für Einzelhäuser, niedrige Reihenhäuser und andere grünumwogte Glückstümer ist der Garten greifbar geworden für jedermann, der, wenn er will, nur wirklich zu wollen braucht.

Nun aber sagt die eine Gruppe zur anderen: „Diese Idioten, die Gartenidioten! Da sind sie nun an ihren blöden Garten angewachsen wie die Schildkröte an der Schale. Jeden schönen Tag, den Gott werden läßt, und sogar bei Dreckwetter, hocken sie im Garten und krautern umher und interessieren sich nur noch für Mist. Buchstäblich Mist. Wir hingegen“, sagen sie, „sehen uns um in der Welt. Wir bewegen uns, wir sehen heute dieses und morgen jenes, während diese Gartenidioten weiter nichts kennen als ihre Krautplantage. Da robotten sie nun am hellen, lichten Sonntag in ihren alten Sachen, und wenn es hoch kommt, trinken sie Kaffee in der Laube, das ist dann alles.“

So reden sie. Ich höre sie ganz gut so reden, wenn sie müde und bestaubt von der Unternehmung zurückschleichen, diese Armleuchter, Schuhe an den Füßen, Kragen um den Hals gewürgt, und die meisten haben aus Angst vor dem Regen, der gar nicht gekommen ist, ihren Sommermantel mitgeschleppt, haha! Da haben sie nun Häuser, Straßen, Bauwerke und Kneipen und Wälder und werweißwas gesehen, aber an alledem sind sie nur so vorübergegangen, und richtig gehabt haben sie gar nichts. Mit ihren Augen haben sie darüber hingeschaut, aber so ein Blick rutscht allemal wieder ab, und wenn sie jetzt zum Beispiel bei mir sagen: „Guck mal die Rosen, die der sich gepflanzt hat!“ Pah, das ist nur mit dem Munde geredet! Die Rosen habe ich erstens nicht nur gepflanzt, sondern zweitens liebevoll hochgepäppelt wie die Mutter ihr Kind, und wenn das Kind vielleicht für andere Leute nichts Besonderes ist, so weiß es die Mutter besser, denn dieses Kind kennt sie. Sie kennt es genau, sie ahnt und fühlt schon alles vorweg, und wenn darum diese Umherläufer ihr gehässiges Zeug meckern, die Rosen sähen ziemlich dürftig aus, so beweist das nur, was für Dummköpfe in der Welt so daherreden. Vielleicht sehen sie wirklich etwas dürftig aus, meine Rosen, aber sie werden von Jahr zu Jahr voller und stärker, und indem ich sie Blatt für Blatt hervorkommen sehe und schon vorher meine Freude an den bloßen Trieben gehabt habe, am Blattwerk und den rötlich aufglänzenden Knospen und an der Frische im jungen Grün und . . . Also es ist ganz zwecklos, sich mit solchen Dummköpfen einigen zu wollen. Sie sind außerdem schon weitergelatscht und reden schon über den Nachbar, was der für Rittersporn hat.

Eine Frau sagt: „So'n Garten, das ist ganz schön!“ Aber der Mann sagt: „Ich danke bestens. Da bist du angenagelt wie die Schildkröte und kommst überhaupt nicht mehr weg. Jeden Abend gießen und sprengen — und dann das Unkraut!“

Ihr seid selber Unkräuter.

Ich könnte euch ja nun leicht einmal ein bißchen . . . Mal ein bißchen taufen, wie? Denn ich bin gerade beim Sprengen, und wenn sonst vielleicht das Leben eines Gartenidioten manchmal wirklich ein hartes Leben ist oder ein blödes